

# Mutterherd

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 No. 4. 1897.

## 's Beller Trautl.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Auf dem Treppenabsatz vor der Thür zum Theaterfaal herrschte ein Mordsspektakel. Ein paar Burschen hatten sich zu Trautl an das Tischchen hingesezt, das dort — die „Kasse“ bildend — in der Ecke stand.

Das Trautl hatte viel Mühe, sich den Zärtlichkeiten der ausgelassenen Gesellschaft zu entziehen.

Nachdem sie der Reihe nach auf manche Hand, die sich nach ihrem runden Kinn und ihren immer röther werdenden Wangen ausstreckte, herzlich losgeschlagen hatte, tauchte auf einmal der Toni auf.

„Laßt's jetzt das Madel in Ruh',“ polterte er, einen besonders zudringlichen Gesellen, der sich mit weinerlichem Gesicht über den Tisch zum Trautl hinüberbeugte, an Kragen erfassend.

„Was ist denn das für Einer?“ rief der in seinen Galanterien so jäh Gestörte zornig.

Klatsch —

hatte der Toni seine Visitenkarte abgegeben. „Jessas — der Toni!“ rief der, bei dem sich Trautl's Beschützer so schlagend eingeführt

hatte, erschrocken, indem er sich seine Wange hielt. „Jetzt — was der gleich ungemüthlich wird!“

„Ein Lump bist, wann D' ein schutzloses Madel nit in Ruh' laßt!“ schrie Toni, dem die Zornesader auf der Stirn mächtig angeschwollen war.

„Es war ja nur ein G'spaß!“ lenkte ein

machen dürfen!“ grollte finster drohend ein Dritter.

Toni sah sich herausfordernd im Kreise um. Dann wandte er sich zum Trautl. „Haben s' g'zahlt?“

„G'zahlt hat noch Keins; die drin auch noch nit!“ sagte die Angeredete schüchtern.

Im Nu war Toni an der Thüre, die er aufriß.

„Eine Lumpenbagage seid's Alle miteinander!“ schrie er laut. „Jetzt macht's, daß's außi kommt und zahlt's eueri Sach!“

Das Auditorium fuhr erschrocken in die Höhe. Murrend schob es dann ab.

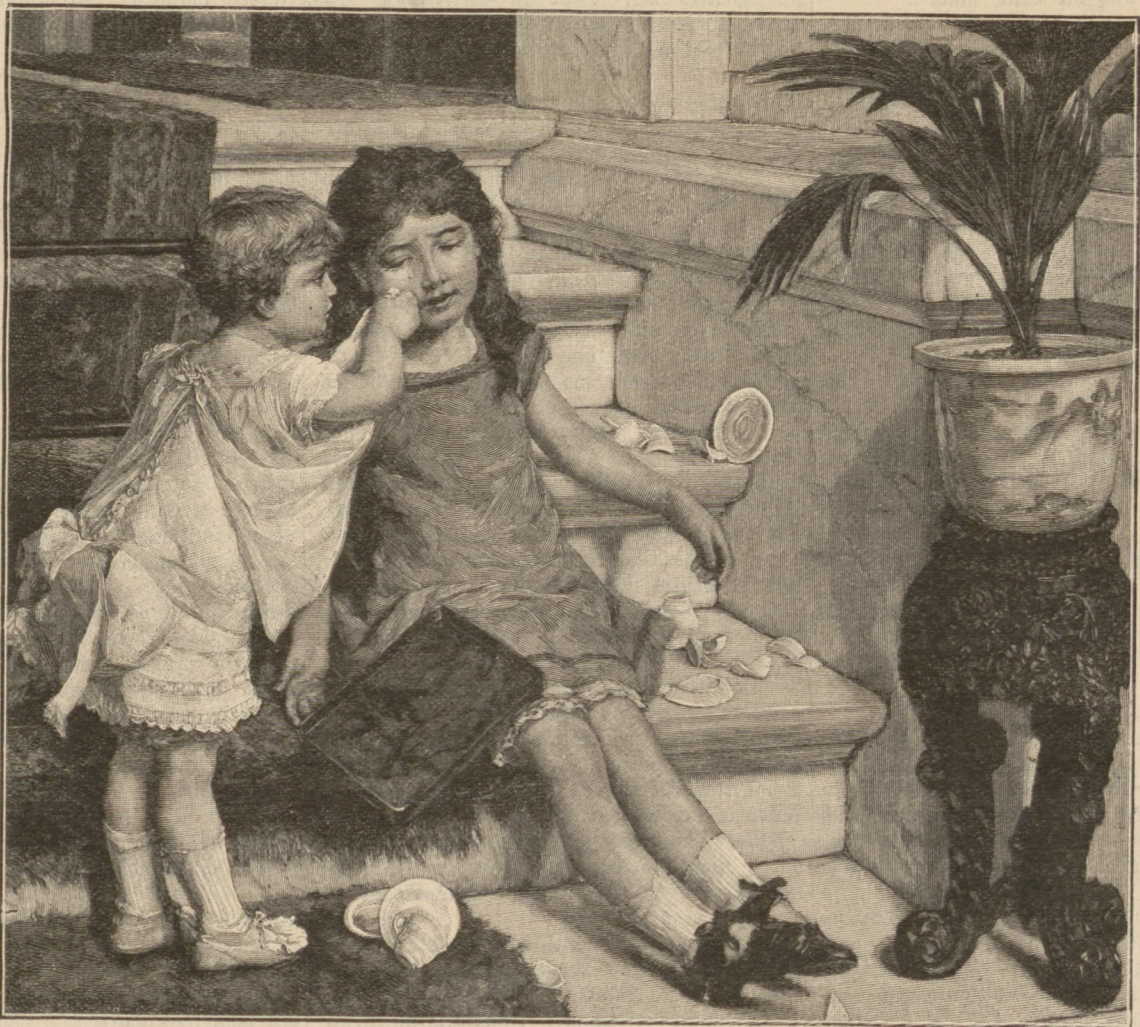
„'s kommt mir Keiner hinein, der nit sein Billetl hat!“ kündigte Toni an, sich vor dem Eingang aufpflanzend.

Draußen wurde jetzt be-rathen.

„Ein nett's Stückl das — wenn Einer für solch ein Volk den Aufpaffer spielt.“

„Er wird halt wohl dem Trautl auf die ein oder ander Art verbunden sein!“ spöttele Einer, der vom Toni besonders weit entfernt war.

Sie wagten aber nicht, Gewalt anzuwenden. Der Toni galt noch von früher her für einen der Stärksten. Halblaut unterhandelten sie draußen.



Weine nicht! Nach einem Gemälde von Edg. Farajyn. (S. 27)

Anderer ein, um den erzürnten Toni zu beschwichtigen.

„Sein G'spaß wird man doch auch noch

walt anzuwenden. Der Toni galt noch von früher her für einen der Stärksten. Halblaut unterhandelten sie draußen.



„Gehst Du 'nein?“ — „Gehst Du?“ — „Fallt mir nit ein.“ — „Dann geh' ich auch nit.“ — „Jessa, man wird noch Geld zahlen, wann eh nur g'rauft wird!“ — „Zehn Kreuzerl — das ist ein Schoppen!“ — „Abig'kraxelt wird! ... Zuhu-hu-hu!“

Immer lauter waren die Reden geworden, immer muthiger die Sprecher. Jetzt tobte die Gesellschaft johlend die Treppe hinab.

Toni starrte finster vor sich nieder. Er drehte an seinem Schnurrbart und würgte ein paar heftige Worte, die ihm zwischen die Zähne kamen, gewaltfam hinunter.

„Bassirt das ost?“ fragte er dann halb spöttisch, halb zornig.

Trautl blickte ihn scheu an. Als sie den trozigen Zug um seinen Mund wahrnahm, stürzten ihr die Thränen, die nun einmal schon locker saßen, von Neuem aus den Augen.

„Du! Nur nit gleich g'frennt!“ lenkte der Toni ein. „Heilig's Herrgöttl, das ist halt kein Platz für Dich, das!“

„Das weiß ich eh!“ kam's unter Thränen aus ihrem Mund.

„Lieber sollst in einen rechtschaffenen Dienst gehn, als da in der Kumedis sitzen.“

Trautl hielt mitten in ihren Thränen inne und sah ihn ängstlich an. „Schaust Dich also vor die Leut' — weil ich eines Puppenspielers Kind bin?“

Der Toni antwortete ausweichend.

Trautl hatte die Thränen aus den Augen gewischt und sah ihn fest an. „Ich — ich hab' auch meinen Stolz, ich!“ sagte sie in ziemlicher Bewegung.

„Willst, ich soll Dir's zeigen, daß ich mir den Deizel was aus die Leut' mach'?“

Man vernahm von der Schankstube herüber die Tanzmusik. Als die Dorn die blinkenden Augen ihres Bräutigams, seine heißen Wangen und seine herausfordernde Haltung sah, überkam sie's ganz seltsam.

Ja, er sollte es dem Volk zeigen, daß er was von ihr hielt. Lange genug hatte sie das Bewußtsein, einen Liebsten und einen Beschützer zu haben, ganz im Geheimen mit sich herumtragen müssen. Und dann — sie hätte kein Pinzgauer Madel sein müssen, wenn's ihr bei dem Steyrer, den sie gerade drüben aufspielten, nicht in den Füßen gequackt hätte. Ganz heiß war ihr's mit einem Male geworden.

„Ja — zeig's, Toni!“ sagte sie feurig. „Vor aller Welt!“

„Vor aller Welt!“ wiederholte Toni, riß das Mädchen ungestüm an sich und küßte sie ein paarmal stürmisch auf die willigen Lippen. Dann stieß er die Thür zum Theatersaal auf und rief hinein:

„Spielerhansl — Deine Kumedis spielt allein, wann D' willst!“

Darauf faßte er Trautl um's Mieder und eilte übermüthig lachend mit dem Mädchen die Treppe hinab.

6.

Das gab ein Hallo, als der Toni mit dem Trautl auf dem Tanzboden anlangte!

Gleich beim Eintritt warf er den Böhmen ein paar Zehnerl hin. Eine eigenthümlich schwüle Stimmung herrschte in der Schankstube. Draußen vor der Thüre, wo sich die Menge zu einem dichten Knäuel stautte, ging's um so lebhafter zu. Toni kümmerte sich nicht um die erstaunten Mienen, und auch Trautl hing ganz weltverloren am Arm ihres Liebsten. Sie tanzten immerzu, bis die Musikanten die Instrumente ablegten. Dann gab Toni seiner Tänzerin einen herzhaften Kuß und setzte sie in die Ecke am Fenster, wischte sich den Schweiß von der Stirn und verfügte sich nach dem Ausgang. Draußen zog ihn seine Mutter am Handgelenk fort.

„Jessa, Tonerl, was machst dann? Ich hätt' Dir ja so was Wichtig's zu sagen!“

Er war ziemlich ungeduldig. Die Aufregung hatte ihn durstig gemacht — dazu das Schreien und das Tanzen.

Sie waren auf den rückwärtigen Hof getreten. Als die alte Zielr gerade ihre wichtige Neuigkeit auskramen wollte, gesellte sich die Schantlbäurin zu dem Paare.

„Jetzt — das muß ich sagen,“ hub sie mit etwas zitternder Stimme an, „Du bist mir schon der Rechte, Toni!“

Der Angeredete sah sie fragend an.

„Hunger und Durst hätt'st — sagst! Ich also gleich in die Küche — und wo ich wieder komm': kein Toni nit da!“

„G'tanzt hab' ich, Bäurin!“ sagte er, sich die Stirn trocknend.

„Hast ein Wiedersehn mit einem von Deini früheren Schätz' g'feiert?“

„Wird eh was Recht's g'wesen sein!“ kicherte die alte Zielr.

„Wann ich früher einmal ein verliebter Wurzen g'wesen wär' — heut' thät's mich g'reuen. Weil's früher noch nit die Rechte hätt' sein können.“

„Und die hast jetzt g'funden?“

Die alte Zielr versetzte ihrem Sohne heimliche Rippenstöße. Toni strich seinen Schnurrbart und lächelte befriedigt vor sich hin.

Eine peinliche Pause trat ein. Josepha biß sich auf die Lippe. „Wann sich der Toni nit ohne eine Herzliebste behelfen kann — mir soll's gleich sein. Aber der Dienst in der Wirthschaft wird doch nit drunter leiden?“

„Hätt' ich dann schon was veräümt?“

„Beileib nit. Heut' ist ja Festtag. Ich mein' nur — für die andern Täg. Eine Lieb'schaft unter'm G'find im Haus — die duld' i sonst nit!“ Sie blickte den Toni mit ihren funkelnden Augen fest an.

Die alte Zielr versuchte es einmal mit ihrer mütterlichen Autorität.

„Ich will nicht verhoffen, daß der Toni was eingeht, ohne sein alt's Mutterl zu fragen. Hat eh noch nit viel Freud' an ihrem Bub'n g'habt.“ Sie sagte das so seufzend, daß ein großer Thränenausbruch zu beschreiben stand.

„Jetzt — macht's doch kein solches Geschrei!“ wehrte Toni ab. „Ich bin doch kein unmündig's Kind mehr, zum Deizel!“

„Wann D' mir das anthätst, das anthätst!“ Die alte Zielr schluchzte bereits. „Wann D' dem Hanswurst, dem Kumedispieler, wollst' Vater sagen! O mein Herr Jesus!“ Jetzt tropften die ersten Thränen über ihre Wangen.

„Dein Vaterl selig thät' sich im Grab umdrehen!“ Da war sie schon im besten Zug.

Die Schantlbäurin wandte sich mit der Miene der Herrin an ihren Oberknecht und sagte mit Würde: „Tanzen magst, Toni! Aber daß mir keine Kauferei entsteht — das bitt' ich mir aus!“

Damit rauschte sie davon. Sie trug ein paar seidene Röcke übereinander. Der alten Zielr gab's einen Stich in's Herz. Lieber Himmel — wenn sie schon für die Küche Seide tragen konnte! Ein sauberes Weib, die Josepha Schantl! Ein sauberes Weib!

Der Toni kam sich furchtbar geschuhriegelt vor. Noch ein paarmal tanzte er — g'rad zum Troß — dann nahm er sein Trautl an den Arm und schob ab.

Draußen hörte sich Trautl von der Schantlbäurin anrufen. Ängstlich blieb sie stehen.

„Was will die Bäurin?“

„Kommt her einmal!“ klang's lässig zurück.

Fragend sah die Dirne ihren Liebsten an. Da der nur mürrisch vor sich hin blickte, folgte sie dem Ruf der Neuwirthin.

Sowie Toni allein war, humpelte die alte Zielr auf ihn zu. Sie stöhnte und rang die

Hände. „O mei! Was machst auch für Sachen! Ist's weg, das Affenl, das dumme?“

„Wen D' damit meinst, frag' ich?“ kam es grimmig von Toni's Lippen.

„Dein Trautl, das dumme!“ keifte die untröstliche Mutter. „Weißt, was D' verspielt hast?“

„I wüßt' nit.“

„s ganz Neuwirthshaus hast Dir verspielt.“

„Ich such' mir schon einen andern Dienst.“

„Was — Dienst! Runnst's haben wie der Herr!“

„Wie der Herr!“ höhnte der Toni. „Und nit einmal tanzen laßt' f' Einen.“

„Mit dem Kumeditöchterl sollst freili nit tanzen. Die Bäurin selber hätt'st Dir einholen müssen.“

„Die Josepha Schantl? Was hätt' die von mir?“

„Was f' von Dir hätt'?“ schrie die an dem Fassungsvermögen ihres Sohnes immer mehr verzweifelnde Zielr. „Heirathen thät' f' Dich!“

Der Toni riß den Mund weit auf. „Jetzt — da muß ich lachen. Die Bäurin — mich! Huijekerl!“

„Lach' nur — lach' nur! Jetzt hast's eh verspielt.“

„Einmal ist's ja ein Unsinn. Eine alti würdige Frau wird einen Bub'n wie mich —“

„Alti Frau? Was sagst?“ unterbrach ihn die Zielr eifrig. „Ein respektlich's jung's Weibl ist's — das Seppel. Und wie arg schön derbei. Eini Haut hat's, so weich wie Sammet, und ein Patshanderl! Und das Leinen! Und die guten Sachen in der Stub'! Und in einem großen Himmelbett mit lauter Federn schlafst's! Mit Hühnerfedern — Daunen, lauter Daunen! Und die groß' Wirth'schaft, die Küh', die Felder — o Du mein lieb's Herrgöttl! Und das eini alti Frau?!“

Toni sah seine Mutter noch immer mit scheuem Zweifel an. „Jetzt — wann das kein G'spaß ist, dann weiß ich gar nit, was ich derzu sagen soll.“

„Ja sollst sagen, Du dumm's Bubel!“

„Mutterl, das geht ja nit, ich hab' ja eh schon 'n Schatz.“

„Jetzt — als ob das was Neues wär' bei Dir! Aber eini Frau hast noch nit. Und so ein brav's Weiberl!“

„Brav's Weiberl!“ wiederholte Toni achselzuckend. „Ich will aber kein Weiberl. Ich will ein Madel!“

„Ach, laß mich in Ruh' mit dem dummen Madel! Ein G'spött war das wieder und ein G'red! Sie können's Alle nit ausstehn, weil's so eine vertrunkene Verwandtschaft hat — den alten Saufaus, den Spielerhansl, mein' ich.“

„Jetzt hat aber der G'spaß ein End'!“ brach der Toni los. „Was das Madel für ihren Vater kumt' — frag' ich? Der meinige soll doch auch nit g'rad der bravst' g'wesen sein.“

„So muß's kommen!“ jammerte die alte Zielr. „Also Deinen Vater willst Du noch im Grab schänden? Dein Vater bleibt Dein Vater, und wenn er tausendmal ein Hallodri war.“

„Siehst — und so ist's g'rad mit dem Trautl!“ sagte Toni. „Und den Puppenspieler möcht' ich ja eh nit haben. Ich heirath' blos sein Töchterl.“

„Heirathen?!“ schrie die alte Zielr. „Ja, auf was denn? Sie hat ja keini Sachen. Und verschuld't find' f' eh bis über die Ohren. Jetzt, ich denk', Du sagst blos was vom Liebhaben.“

„Heilig Sakra!“ entfuhr es dem Toni. „Ich bin doch kein Türl.“

„Nein, bist ein Christ. Und eine christliche Eh' — das ist nur, wenn die Frau Sachen hat. Sonst ist's eine Sünd', das Heirathen.“

„Du machst ein neu's Wort Gottes! Mutterl, Mutterl, was ich an Dir erleben muß.“



„Hätten s' mich doch nur beim Militär behalten — da wär' ich schon besser aufg' hoben.“

„Und für Deini alti Mutter hast kein Gedankn mehr. Daß D' mir heut' die Buden z'rechtgenagelt hätt' st, wo doch Festtag war und keine Arbeit!“

„Wann's Dir nur um die Nacht geht, so magst auf meiner Kammer im Bett schlafen.“

„Ein Bett hat s' Dir hing'stellt in die Kammer, die Bäurin?“

„Deine Daunen — die dummen — hab' ich aber alle rausgethan!“ sagte der Toni fast schadenfroh.

Die alte Zierl schlug die Hände ineinander. „Das ist doch mein Bub' nit!“

In diesem Augenblick erschien die Schantlbäurin wieder in der Hausthür, neben ihr Trautl. Toni zog seine Mutter aus dem Lichtschein in die Dunkelheit, führte sie um's Haus herum an die Scheune, öffnete die Thür und hieß sie in die Kammer schlafen gehen.

Inzwischen hatte die Schantlbäurin Trautl ganz freundschaftlich am Arm genommen. Barhäuptig, wie sie aus der Küche kam, ging sie mit dem Mädchen eine Strecke auf der Landstraße dahin in die Dunkelheit hinein.

„Hast ja g' sehn, was rauskommt, wann D' bei Deinem Vater bleibst, Trautl!“ sagte sie in mütterlichem Tone.

„Ich mein' nur, er könnt' mir's halt als eine Herzlosigkeit auslegen,“ versetzte Trautl.

„Ist eh schon 's Best' für ihn, wann er nit mehr wie ein Graf leben kann.“

„Aber — da droben — wann ich dort bleiben soll: ich mein', 's ist gar so einsam.“

„Ist doch der Loisl da in der Moserhütten.“

„Jetzt, der ist doch kein Schutz für ein jung's Madel.“

„Aber auch keine G'fahr!“ Da hatte sie wieder Recht.

Trautl seufzte tief auf. Was ihr die Bäurin drinnen im Haus unter vier Augen vorgeschlagen hatte, rief eine große Umwälzung in ihrem Leben hervor. Die Schantlbäurin forderte von ihr, daß sie ihre regellose Beschäftigung daheim aufgabe und bei ihr einstehe. Vorläufig sollte sie in die Schutzhütte im Kaprunerthal, unterhalb des Moserbodens, ziehen, um dieselbe im Verein mit dem alten Loisl für den Sommerverfehr in Stand zu setzen. Der Alpenverein hatte schon ein paarmal an sie geschrieben und sie aufgefordert, das Häuschen, das ihr verstorbener Mann in früheren Jahren einmal als Sennhütte gebaut hatte, zum Gasthaus herzurichten. Das Häuschen befand sich freilich in einem kläglichen Zustand. Nun, sie wollte später auch noch einen Maurer und einen Zimmermann für ein paar Tage hinschicken. Vorläufig sollte Trautl aber waschen, scheuern, das Gerümpel fortschaffen, kurz, das ganze Haus von oben bis unten in Arbeit nehmen und in einigen Wochen ihr, der Neuwirthin, durch den Loisl oder einen Boten über den Fortgang der Arbeiten Bericht erstatten.

Trübe ging's der Dirn durch den Kopf, daß sie dann auf eine lange, lange Zeit von ihrem Schatz getrennt sein würde.

„Und kunnst' mich die Bäurin nit lieber hier im Haus brauchen und eine Andere nach der Moserhütten schicken?“

„Hier darfst nit bleiben. Dein Vater thät' Dich immer stören, und 's ist auch besser so vor die Leut'.“

„Ach, ich mein', ich dürft' gar nit fort!“ jammerte Trautl.

„Nachher weißt, was g'schieht!“ sagte Josefpha schroff. „Der Spielerhansl ist mir so verpfinden kunnst', daß ich ihm seinen ganzen Kram abpfänden kunnst', wann ich will. Und dann läg' er auf der Straß'.“

„Die Bäurin wird doch nit so hart sein?“ rief Trautl erschrocken.

„Wann D' nit thust, was ich Dir sag', ganz g'wiß! Jetzt kunnst' Deinem Vater was Gut's derweisen oder kunnst' ihn auch in d' Nacht 'nausstößen. Hast die Wahl.“

Die Dirn kämpfte einen schweren Kampf. „Entscheid' Dich — entscheid' Dich!“ drängte die Neuwirthin ungebuldig.

„In Gott's Namen denn!“ sagte Trautl, schwer aufseufzend.

„Morgen in aller Früh also gehst!“

„Morgen schon? Liab's Herrgöttl, und ich hab' doch nix g'packt!“

„Wird keine Ewigkeit dauern, bis Du Dein bißel Kram beisammen hast!“

Das Mädchen seufzte.

Die Schantlbäurin holte ein funkelnagelneues Guldenstück aus der Tasche, drückte es dem Trautl in die Rechte und sagte: „Also stehst bei mir ein. Und halt' Dich fein brav. Und den Gulden magst b'halten.“

„Bergelt's Gott!“ sagte die Kleine schüchtern.

Sie waren inzwischen wieder am Neuwirthshaus angelangt. Die Schantlbäurin nickte dem Trautl Gute Nacht zu. „Legt Dich gleich auf's Ohr. Morgen Früh mußt D' zeitig raus!“

Sie wartete, bis das Mädchen auf der steilen Treppe, die zum Theateraal emporführte, verschwunden war. Dann nickte sie befriedigt, die schlaue Josepha.

## 7.

Eine Weile später schlich der Toni um's Haus herum.

Wo denn das Trautl sei, fragte er die Rosel. Die wußte von nichts; die Küchenmagd von noch weniger.

Sie wird schon in die Federn gekrochen sein, dachte Toni. Er schlich nach dem Anbau. Die Fenster des Theateraals waren verhüllt.

Wo nur das Madel schlafen mochte? Er mußte im Hause leider keinen Bescheid. Hätte aber gar zu gern gefensterlt, so ein bißel noch mit ihr geplauscht! Himmel, man hat doch nach so einem ereignisvollen Tag so mancherlei miteinander zu besprechen!

Mittlerweile war er in den Gemüsegarten gerathen; da sah er eine Thür vor sich. Leise drückte er die Klinke nieder. Die Thür quetschte. Toni schob sich sachte in die Dunkelheit hinein. Vorsichtig tastete er sich am Stiegenländer in die Höhe. Oben war wieder eine Thür.

Er lauschte. Vielleicht schlief hier gar der Spielerhansl, wachte auf und schlug Lärm. Und er wollte doch nur dem Trautl rufen, daß es noch ein bißel vor's Haus komme!

Einen Augenblick später stand Toni in einer dunklen Kammer. Gleichmäßige Athemzüge schlugen an sein Ohr vom Fenster her, das durch die zugezogenen Vorhänge nur einen ganz matten Lichtschimmer hereinließ.

„Trautl! . . . Du, Trautl!“ flüsterte er.

Nichts rührte sich.

Toni überlegte. Eigentlich war das doch gar zu dreist von ihm. Es ward ihm mit einem Mal brühsiedigheiß.

Plötzlich fuhr er zusammen.

Da redete jemand im Schlaf. In einem ganz hohen, unschuldsvollen Kinderton. Nein, es redete nicht — es sang. Das klang zu lieb.

„Trautl!“ flüsterte er etwas beherzter. Aber er kam sich doch wie ein großer Verbrecher vor.

Er nagte an seinem Schnurrbart. Gehen wir lieber!

„Mutta — la — lala!“ sang's vom Fenster her in süßem Kinderton, ganz zart und schlaftrunken.

Da tappte etwas die Treppe herauf. Dem Toni zitterten die Kniee. Er war sonst ein muthiger Bursch, aber die Suppe, die er sich jetzt eingebrockt hatte —

Plötzlich ward's Licht. In der geöffneten

Thür stand die Schantlbäurin, einen Leuchter mit brennender Kerze in der Rechten. Die Linke hielt sie vor die Flamme, um die entgegenstehende Zugluft abzuhalten. Ihr Gesicht war grell beleuchtet.

„Jesus, Maria und Josephi!“ schrie sie in jähem Schreck auf. Da erkannte sie den Burschen. Ihre Züge glätteten sich zwar, trugen aber nicht weniger Erstaunen zur Schau. „Meiner Seel' — der Toni! Ja — ja, was willst dann Du da heroben?“

„Ich — ich — nur ein paar Wörtln hätt' ich reden wollen. G'wiß und wahrhaftig — nur ein paar Wörtln!“ stammelte Toni.

(Fortsetzung folgt.)

## Weine nicht!

(Mit Bild auf Seite 25.)

Ella hat aus Ungeglücklichkeit das Brett mit dem Kaffeegeschirr fallen lassen, und das Porzellan liegt in Scherben da. Nun weint sie bitterlich über ihr Mißgeschick, das ihr gehörige Schelte von der Mutter einbringen wird. Das geht dem kleinen Brüderchen aber nahe, es hat Mitleid mit ihr und will sie trösten. Darum naht sich ihr der Kleine und bittet, schmeichlerisch ihre Wange streichelnd: „Weine nicht!“ Und in der That, Ella's Thränen hören auf, die Sprache und der Ausdruck des selbstlosen Mitgeföhls ihres Brüderleins hat etwas Tröstliches für sie, so daß sie auf die Verzeihung der guten Mutter zu hoffen magt. So zeigt uns das Bild auf S. 25 (nach einem hübschen Gemälde von Egd. Farajyn) die beiden Kinder.

## Zum Marsche durch die Wüste bereit.

(Mit Bild auf Seite 28.)

Der nomadische Araber oder Beduine, den unser Bild auf S. 28 darstellt, ist im Begriff, einen Marsch durch die Wüste anzutreten — nicht hoch zu Kameel oder zu Kof, wie man sich meistens den Beduinen vorstellt, sondern als armer Kameeltreiber. Ein zerrißener und vielfach geflickter Burnus umhüllt seine Glieder; in der Linken hält er einen Sack mit Durra, Datteln und etwas Kaffee, nebst einer Schale zur Bereitung des bei einer Wüstenreise unentbehrlichen braunen Trankes. Nicht einmal Sandalen schützen seine Füße vor dem heißen Sande und spitzen Gestein der Wüste. Und dennoch verleugnen diese Nomaden bei aller Armuth und der in ihrem Charakter liegenden Verschlagenheit und Habgucht nie einen gewissen Stolz und Würde des Auftretens.

## Schneekämpfe während der großen Fasten in Tula (Rußland).

(Mit Bild auf Seite 29.)

In Rußland spielen die Fasten eine große Rolle im Volksleben, namentlich auf dem Lande. Die großen Fasten, als die Hauptfasten im Jahre, welche die sieben Wochen vor Ostern umfassen, werden mit besonderer Strenge gehalten und sind außerdem vielerorts mit allerlei eigenartigen Volksbräuchen verknüpft. In Tula, dem Centralgouvernement Großrußlands, ziehen die unverheiratheten Burschen Schlitten durch die Dorfstraßen, in denen die Mädchen und Frauen sitzen, die von den hinterher laufenden verheiratheten Männern mit Schneebällen beworfen werden (siehe unser Bild auf S. 29). Hierauf lösen die Verheiratheten die jungen Leute im Schlitten ziehen ab, und letztere fuchen die Schlitten umzuwerfen, wobei die Männer ihnen entgegenreten. Gelingt es den Frauen und Mädchen, herauszuspringen, bevor der Schlitten umgeworfen wurde, so haben sie gewonnen; sie bewerfen dann mit den Männern vereint die jungen Leute mit Schneebällen und jagen sie in die Flucht. Siegen dagegen die Junggejellen, so vereinigen sich die Frauen und Mädchen mit ihnen, und es hagelt nun Schneebälle auf die Verheiratheten, bis diese unter dem Jubel der Gegenpartei weichen.



## Die neue Krone.

Geschichtliche Erzählung von S. Ludwig.

(Nachdruck verboten.)

An einem Oktobertage des Jahres 1700 geriethen die Bürger von Berlin mitsammt dem Kurfürsten Friedrich III. in nicht geringe Aufregung. Fast unmittelbar vor den Thoren der Stadt war am hellen Morgen in einem Gehölz eine kurfürstliche Stafette überfallen, erschossen und ausgeraubt worden. Der Reiter war von Wien gekommen und hatte wahrscheinlich Briefe und Staatschriften für den Kurfürsten zu überbringen gehabt.

Am meisten erregt über den Raubmord war der Kurfürst. Seit längerer Zeit stand er schon in lebhaftem Briefwechsel mit dem kaiserlichen Kabinet zu Wien, und zwar handelte es sich um nichts Geringeres, als um die Frage, unter welchen Bedingungen der Kaiser Joseph geneigt wäre, seine Zustimmung dazu zu geben, daß Friedrich aus seinem Kurhut eine Königskrone mache. Bereits zwei deutsche Kurfürsten hatten in letzter Zeit eine Königskrone erlangt, der Kurfürst von Hannover, der den Thron von England bestiegen, und der Kurfürst von Sachsen, der zum König von Polen gewählt worden war. Da wollte denn auch Friedrich III. nicht länger blos einfacher Kurfürst von Brandenburg bleiben, sondern ebenfalls den stolzen Titel eines Königs führen. War doch auch sein Staat durch seinen Vater, den Großen Kurfürsten, so fest gefügt und gekräftigt worden, daß eine solche Rang-erhöhung durchaus gerechtfertigt erschien.

Seit vielen Monaten war daher der kurbrandenburgische Gesandte Graf Dohna in Wien unablässig thätig, den Kaiser für die Wünsche des Kur-

hindurch, so daß der kurfürstliche Gesandte in helle Verzweiflung gerieth.

Da traten allmählig Verhältnisse ein, die den Wünschen des Kurfürsten sehr zu Statten kommen sollten. In Spanien lag König Karl II. todkrank darnieder. Er besaß keine Nachkom-

derungen nun auch waren, da die Gemahlin Ludwig's XIV. vor ihrer Verheirathung ausdrücklich auf die Erbfolge in Spanien verzichtet hatte, so hatten sie immerhin ihre sehr erste Seite; Ludwig XIV. rüstete sich sogar schon, um im geeigneten Momente mit Waffengewalt von Spanien Besitz zu nehmen.

Dem Kaiser blieb also nichts Anderes übrig, als ebenfalls seine Heere zu sammeln. Aber es war nicht Alles so in Ordnung, wie es wohl sein sollte, er bedurfte also tüchtiger Hilstruppen, und diese sollte ihm nun Brandenburg liefern, das ja so trefflich geschulte Soldaten besaß: um den Preis der Königskrone! Die Verhandlungen hierüber durften aber nur ganz im Geheimen geführt werden. Erfuhr man in Frankreich auch nur ein Sterbenswörtchen, so konnte man in Berlin ganz sicher sein, daß vom Hofe zu Versailles mit allen Mitteln, auch den verwerflichsten, versucht werden würde, die Verständigung zu vereiteln oder wenigstens zu verzögern.

Bisher war es denn auch geglückt — so meinte man wenigstens — die Verhandlungen durchaus geheim zu halten. Jetzt aber, bei der Ermordung der Stafette, stuzte der Kurfürst und schöpfte Verdacht. Sollte die Ausraubung des Depeschreiters vielleicht vom französischen Hofe ausgehen? Der Kurfürst ging erregt in seinem Zimmer auf und ab, es wurde ihm ordentlich unheimlich zu Muthe. Er klingelte, und als der Diener erschien, verlangte er den Offizier der Schloßwache. Schon in wenigen Minuten war der Gewünschte zur Stelle.

„Ah, Sie haben zur Zeit den Dienst, Keith,“ rief er dem jungen Manne entgegen, als dieser im Rahmen der Thür erschien.

„Zu Befehl, Kurfürstliche Durchlaucht,“ versetzte der Angeredete. „Auf vier Wochen bin ich zum Schloßdienst kommandirt worden.“

„Das ist mir lieb,“ fuhr der Kurfürst fort, „ich kenne Sie als zuverlässigen Mann. Merken Sie auf, Keith! Es werden von Frankreich Intriguen gegen mich gesponnen, die darauf hinauslaufen, die Abschließung eines für Preußen

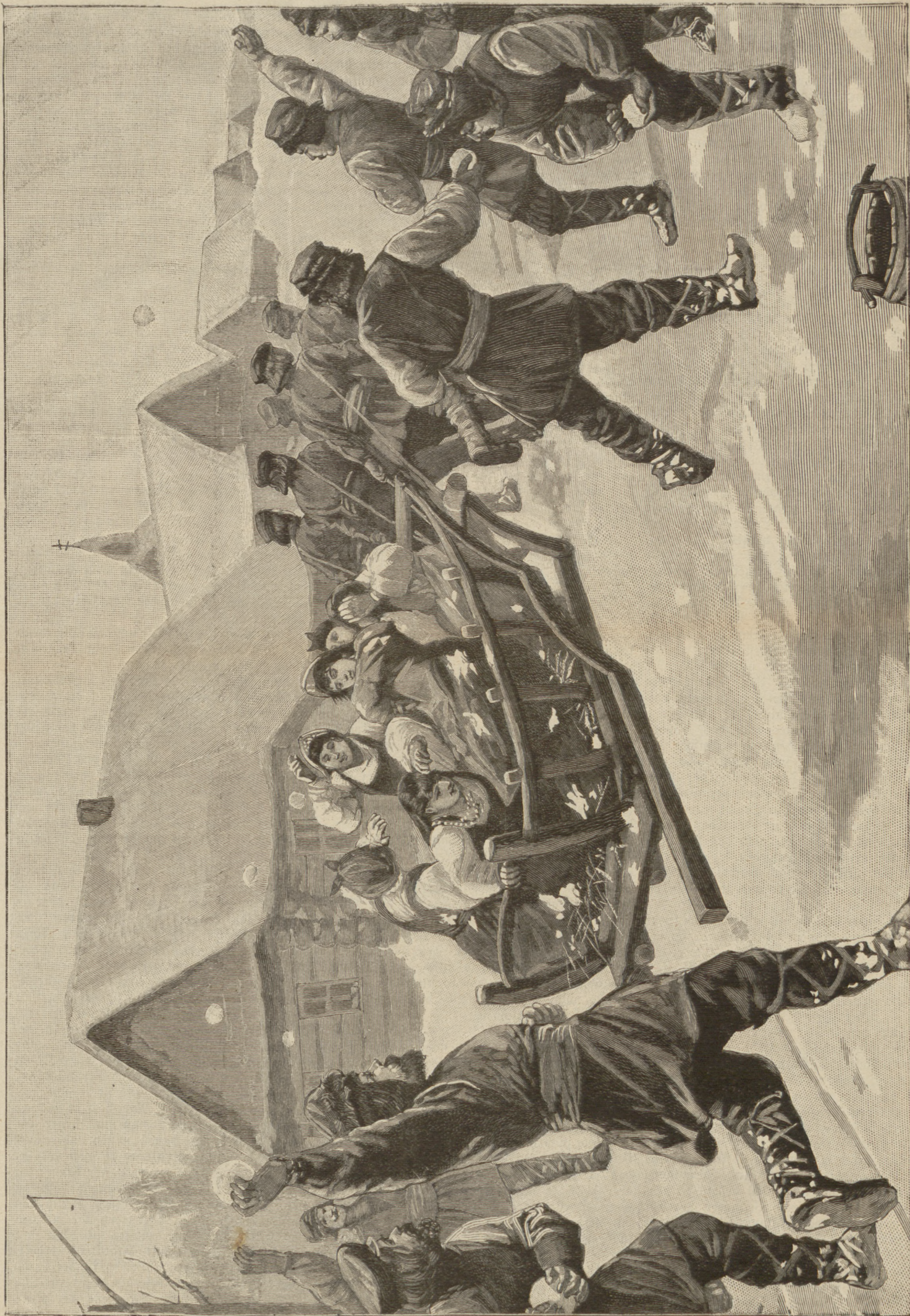


Zum Marsche durch die Wüste bereit. (S. 27)

fürsten günstig zu stimmen, und es wurde hin und her berathen, unter welchen Bedingungen der Kaiser sich wohl für die Rang-erhöhung aussprechen könne. Aber dann stockten wieder die Unterhandlungen, dieser oder jener kaiserliche Rath hatte wieder diese oder jene Bedingung geltend gemacht, und die ganze Angelegenheit ruhte auf's Neue mehrere Wochen

men, es erlosch mit ihm also, wenn er starb, der spanische Zweig des Hauses Habsburg, und Spanien mußte nach altem Rechte an den österreichischen Zweig zurückfallen. Allein nun bewarb sich auch bereits Frankreich um die Erbschaft, weil König Ludwig XIV. geltend machte, daß er der Gemahl der älteren Schwester Karl's II. sei. So unberechtigt diese französischen For-





Schneekämpfe während der großen Feste in Tula (Zuschau). (S. 27)



höchst bedeutungsvollen Vertrages mit dem Kaiser und meine Erhebung zum Könige zu hinterreiben. Bereits ist Alles vorbereitet, die Proklamationen, die Rundschreiben an die Großmächte sind entworfen, und oben in dem kleinen blauen Zimmer, das, wie Sie bei Ihren Inspizirungsgängen schon bemerkt haben werden, seit Wochen durch große Schloffer und Eisenstangen fest verschlossen ist, befinden sich auch schon die Insignien des neuen Königreiches: Scepter und Krone. Die letztere ist ein Kunstwerk von ganz besonderer Pracht. Ein Goldschmied arbeitete ununterbrochen drei Monate daran. Man soll,“ setzte er mit besonderem Nachdruck hinzu, „dereinst nicht sagen, daß die Krönung Friedrichs eine klägliche war.“

Der Offizier hatte mit schweigendem Erstaunen zugehört.

„Ich fürchte,“ fuhr der Kurfürst fort, „daß die französische Regierung durch Intriquen und, wenn es nicht anders geht, durch Verbrechen noch in letzter Stunde die Ausführung des großen Unternehmens zu durchkreuzen suchen wird. Ich weiß zwar, daß ich mich auf meine Truppen und Diener verlassen kann, allein was leben nicht sonst noch für allerlei Persönlichkeiten in Berlin, von den Pariser Perrückenmachern, Tanzmeistern und Sprachmeistern an bis hinab zu den französischen Köchen. Wie leicht ist es für die lange Versailleser Hand, hier irgendwo einzuhaken. Ich habe deshalb sowohl bei der Polizei, wie auch beim Militär die strengste Ordre gegeben, auf Alles, was in der Stadt vorgeht, zu achten, und auch im Schlosse hier soll eine verstärkte und verschärfte Aufsicht eingeführt werden. Statt einer sollen künftig zwei Kompagnien Grenadiere das Schloß und die Umgebung desselben bewachen. Sie, Keith, haben die Aufsicht über diesen Flügel erhalten, während der Flügel der Frau Kurfürstin dem Lieutenant v. Rosenfeld zugetheilt worden ist. Ich erwarte nun besonders von Ihnen, der Sie den wichtigeren, die Staatsakten und Insignien enthaltenden Theil des Schlosses zur Bewachung erhalten haben, worunter auch das wichtige blaue Zimmer, daß Sie mit aller Umsicht und Unerblichkeit auf Ihrem Posten sind und den Flügel weder am Tage noch in der Nacht ohne meine besondere Erlaubniß verlassen.“

„Eure kurfürstliche Durchlaucht können sich fest auf mich verlassen,“ versicherte der Offizier sich verneigend. „Es soll nicht das Geringste meiner Aufmerksamkeit entgehen.“

Der Kurfürst nickte und machte die übliche Handbewegung, mit der er andeutete, daß die Unterredung zu Ende sei.

Der Offizier verließ mit militärischem Gruß das Zimmer und stieg in seine neben der Wache gelegene Dienststube hinab. Hier setzte er sich auf den ersten besten Stuhl und blickte starr vor sich hin.

„Bombenelement!“ brach es endlich aus ihm hervor. „Diese Ordre kommt ja gleich nach dem Stubenarrest — und auf heute Abend hatte sie nun endlich das so lang ersehnte Plauderstündchen festsetzen können! Ist das nicht zum Tollwerden?“

In der That trafen die Bestimmungen des Kurfürsten den jungen Offizier weit härter, als es so obenhin schien. Seit Jahren war er heimlich mit einer Hofdame der Kurfürstin Sophie Charlotte, mit dem anmuthigen Fräulein Eva v. Trechow, verlobt. An eine eheliche Verbindung hatte er aber bisher noch nicht denken können, weil sein sowohl wie Eva's Vermögen nur sehr gering war. In den Kämpfen des Großen Kurfürsten mit den Schweden waren die Stammväter beider vollständig verwüthet worden. Er mußte mit seiner Verheirathung wenigstens so lange warten, bis er Hauptmann war.

Leider war es ihm aber auch nicht einmal

vergönnt, die Geliebte öfters zu sehen, denn die Frau Kurfürstin war eine äußerst lebendige Dame, die stets einen sehr regen gesellschaftlichen Verkehr unterhielt und dabei große Ansprüche an ihre Hofdamen stellte. Dieselben hatten daher nur selten einmal eine freie Stunde. Um nun aber doch die Geliebte hier und da wenigstens einmal flüchtig sprechen zu können, hatte er es durchzusetzen gewußt, daß seine Kompagnie vor einigen Tagen auf die Schloßwache kommandirt worden war, um hier vier Wochen hindurch den Wächtdienst zu versehen. Mit jubelndem Herzen hatte er die Wache bezogen, und nun saß er da wie ein gefangener Vogel! Nur einige hundert Schritte weit war das niedliche gelbe Erkerzimmerchen der Geliebten — und er durfte nicht hinüber, denn der Kurfürst hatte ihm ja befohlen, weder bei Tag noch bei Nacht seinen Posten ohne besondere Erlaubniß zu verlassen. Seufzend holte er Papier und Tinte und schrieb folgenden Brief:

„Theuerste Eva!

Erwarte mich heute Abend nicht, ich kann trotz unserer vorhergängigen schriftlichen Vereinbarung nicht kommen! Ich darf überhaupt fürderhin den ganzen Schloßflügel der Kurfürstin nicht mehr betreten, er wird von jetzt ab von einer anderen Kompagnie bewacht werden. Mein Gebiet hört bei der großen Treppe, die beide Schloßflügel scheidet, auf. Aber ich muß doch hier und da ein Lebenszeichen von Dir haben. In der Nische an der großen Treppe steht eine Flora mit einem Körbchen; in dieses Körbchen wirf, so oft Du kannst, ein Briefchen. Du wirst dann auch eine Antwort an dieser Stelle finden. Dein

Wilhelm.“

Er athmete auf, als er zu Ende gekommen war. Dann versiegelte er den Brief auf's Sorgfältigste, hatte nun aber Noth, einen Bedienten aufzutreiben, der den Brief im Geheimen besorgte.

Als ihm das endlich gelungen war, fühlte er sich etwas erleichtert, jedenfalls wollte er, so nahm er sich vor, den Befehl des Kurfürsten auf das Genaueste befolgen.

Fortan waren denn die Briefchen Eva's, die er nun fast täglich in dem Korbe der Flora fand, eine ganz außerordentliche Erquickung für ihn, sie bildeten die Lichtpunkte in seinem monotonen Leben, und wenn er das eine Biletchen gelesen hatte, so freute er sich schon wieder auf das nächste.

Darüber vergingen die Tage, ohne daß sich etwas Außergewöhnliches ereignet hätte; dagegen machte sich in der Bevölkerung der Stadt mehr und mehr eine gewisse Erregung bemerkbar. Daß alle Nachforschungen nach dem Mörder der Stafette ohne jeden Erfolg blieben, beunruhigte offenbar, ebenso die Verschärfung in der Bewachung des kurfürstlichen Schlosses.

Aber auch noch etwas Anderes erfüllte die Gemüther, besonders die ängstlicheren. Man begann nämlich zu munkeln, die weiße Frau sei im Schlosse erschienen.

Eines Abends saß Lieutenant v. Keith spät noch in seinem neben dem Wachtlokal gelegenen Dienstzimmer, um das Parolebuch in Ordnung zu bringen, als ein Soldat hereinstürzte, freideblich und an allen Gliedern zitternd. Er habe soeben die weiße Frau gesehen, stöhnte er, oben in dem langen Korridor. Keith schüttelte befremdet den Kopf und tadelte den Mann, daß er seinen Posten verlassen habe. Dann aber stellte er sich sofort an die Spitze von fünf Grenadiern, die er scharf laden ließ, und stieg mit diesen und der noch immer zitternden Wache zu dem besagten Korridor hinauf. Nirgends war etwas Außergewöhnliches zu entdecken, überall herrschte Todtenstille, nur die Tritte der Soldaten hallten unheimlich in dem langen Gänge wider. An der Thür zu dem blauen

Zimmer, in welchem bereits die neue preussische Königskrone und das Scepter, sowie die auf die Angelegenheit bezüglichen Staatsakten verwahrt wurden, untersuchte Keith die Schloffer und Eisenstangen — Alles fand er in bester Ordnung. „Der Kerl ist ein Hasenfuß und leidet an Bahnvorstellungen,“ murmelte er vor sich hin, ließ aber die Wache ablösen und stellte statt des einen zwei Mann in diesem Theil des Stockwerks auf, auch ließ er in dem fraglichen Korridor noch eine zweite Laterne aufhängen, da durch nur eine der lange Raum bisher bloß theilweise erleuchtet worden war.

Am anderen Tage erstattete der Lieutenant sofort dem Kurfürsten Bericht über den Vorfall, und der Kurfürst ließ dann auch noch den Wachtposten selbst zu sich kommen; Neues kam dabei aber nicht zu Tage; der Mann blieb dabei, die weiße Frau leibhaftig gesehen zu haben, eine hohe weiße Gestalt, die lautlos gekommen und dann wieder spurlos verschwunden sei, aber weiter wußte er nichts anzugeben.

Den Eindruck der Wahrhaftigkeit machte der Bericht des Soldaten auf den Kurfürsten; er wurde sehr ernst und entließ den Lieutenant und den Grenadier, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Weit lebhafter äußerte sich natürlich die Wirkung der Nachricht, daß nun in der That die weiße Frau erschienen sei, bei den übrigen Schloßbewohnern und draußen in der Bürgerschaft. Ein allgemeines Grauen besiel die Dienerschaft; Niemand wollte mehr, sobald es dämmerig geworden, durch die entfernter gelegenen Korridore gehen. Alles war überzeugt, daß nun demnächst ein großes Ereigniß im Schlosse eintreten werde, wahrscheinlich ein Todesfall, denn meist kündige ja die weiße Frau den Tod eines Mitgliedes der kurfürstlichen Familie durch ihr Erscheinen an.

Tage vergingen wieder, und die allgemeine Aufregung begann sich schon etwas zu legen, als die Angelegenheit plötzlich eine ganz neue Wendung erhielt. Eines Morgens im November war Keith gleich nach dem Frühstück die Treppe hinaufgestiegen; vielleicht fand er bereits in dem Körbchen der Flora ein Briefchen von seiner Eva vor! Als er, an der Statue angelangt, sich unbemerkt sah, griff er schnell in das Körbchen hinein, und siehe da, es lag ein Brief darin! Rasch steckte er ihn zu sich, ging die Treppe vollends hinauf, bog in den nächsten Korridor ein und stellte sich dort an das Fenster, um die Zeilen der Geliebten zunächst nur einmal flüchtig zu durchfliegen.

Wie alle Briefe Eva's, die ihm durch die gütige Vermittelung der Göttin Flora zugegingen, trug auch dieser keine Adresse, aber im Uebrigen sah er doch wesentlich anders aus, als die bisherigen. Das Format war größer und das Papier erheblich derber. Verwundert drehte er ihn hin und her, dann aber riß er ihn auf, und nun fuhr er ganz erstaunt zurück, denn er blickte auf ein ziemlich langes Schreiben von ihm unbekannter Hand. Es war in französischer Sprache abgefaßt und trug keine Anrede.

„Die Frucht ist jetzt reif,“ begann es, „und muß eiligst geplückt werden. In dieser Nacht ist ein Kurier vom Minister aus Versailles angekommen, der die Mittheilung überbracht hat, daß König Karl II. am 1. November in Madrid gestorben ist. Noch wird man am Wiener und hiesigen Hofe nichts davon wissen, aber vielleicht schon morgen wird man es auch dort erfahren, und der Kaiser wird sich dann nicht länger besinnen, seine Zustimmung dazu zu geben, daß sich der Kurfürst zum König von Preußen macht, damit Oesterreich die versprochene Hilfe von Brandenburg in dem nun losbrechenden Kriege mit Frankreich erhält. Das muß verhindert werden, es ist der Wille Seiner Majestät, der besorgt, daß mit dem selbstständigen Auftreten Preußens der Keim



einer neuen politischen Macht im Norden Deutschlands ersteht. Wir müssen uns schon in der nächsten Nacht der auf diese Angelegenheit bezüglichen Staatsakten und der Kroninsignien bemächtigen, durch deren Besitz wir sofort in den Stand gesetzt werden, die Absichten des Kurfürsten zu durchkreuzen. Das Kostüm der weißen Frau hat sich ja bestens bewährt, nachdem wir vorher so vorzüglich Stimmung gemacht. Nach den Wachsabbrücken, die ich in jener Nacht von den Schlössern des blauen Zimmers nahm, habe ich die verschiedensten Nachschlüssel anfertigen lassen, so daß die Oeffnung der Thür gewiß leicht zu bewerkstelligen sein wird. Kommen Sie also womöglich schon heute Vormittag zu mir, damit wir das Nähere besprechen und veranlassen können."

Unterzeichnet war das Schreiben nicht.

Keith zitterte vor Zorn, als er es gelesen hatte. "Diese französischen Schufte!" rief er unwillkürlich. Dann aber faltete er das Blatt eiligst wieder zusammen, steckte es in seine Brusttasche und stieg schleunigst zu den Gemächern des Kurfürsten hinab, wo er sich sofort melden ließ und auch vorgelassen wurde. Er eröffnete dem Kurfürsten in kurzen Worten, auf welche Weise er in den Besitz des Schreibens gekommen sei. Der Kurfürst las das Schreiben mit gespannter Aufmerksamkeit durch.

"Um die Schurken zu fangen," sagte er, "wird es das Richtige sein, wenn wir den Brief wieder an seine Stelle legen und das Gespensterstück sich abspielen lassen; es wird uns dann leicht sein, den nöthigen Knalleffekt dazu zu liefern."

Auch Keith hielt dieses Verfahren für das Zweckmäßigste, worauf der Brief, der nur mit Siegellack verklebt, nicht aber mit einem Petchschaft regelrecht zugebrückt und darum beim Oeffnen nicht verletzt worden war, wieder verschlossen und vorsichtig an seinen früheren Ort gelegt wurde. Zugleich stellte sich Keith hinter einem Pfeiler auf die Lauer.

Er brauchte nicht lange zu warten. Ein französischer Friseur, Namens Beau, der täglich mehrere Kammerherren frisirt, kam, sein Päckchen mit Kämmen, Bürsten, Scheeren und dergleichen unter dem Arm, die große Treppe hinauf. Als er in der Nähe der Flora war, sah er sich vorsichtig um, und als er Niemand gewahrte, griff er schnell in das Körbchen und hatte im Nu den Brief zu sich gesteckt. Darauf kehrte er um und stieg in beschleunigtem Schritt die Treppe wieder hinab.

In einiger Entfernung folgte ihm Keith. Der Burfsche schritt erst durch verschiedene Straßen, dann blieb er in einem Winkel stehen, zog den Brief hervor und las ihn schleunigst. Darauf ging er weiter noch durch mehrere Straßen, bis er vor dem Hause des französischen Gesandten anlangte, in das er eintrat. Keith wußte nun genug. Er erstattete seinem kurfürstlichen Herrn Bericht, und dieser ordnete sodann Alles zur Abfangung der Räuber an.

Gegen elf Uhr Abends wurde geräuschlos eine Anzahl genau instruirter Grenadiere in verschiedene dunkle Nischen und Winkel postirt; in den beiden Laternen des Korridors wurden die Dochte möglichst zurückgeschoben, so daß der Raum nur spärlich erleuchtet war; Keith selbst stellte sich mit einer verschlossenen Blendlaterne hinter einen Vorhang, und nun sah man den Ereignissen, die jetzt eintreten sollten, mit Spannung entgegen. Vor Allem war man begierig zu beobachten, von welcher Seite die „weiße Frau“ kommen würde; bei ihrem ersten Erscheinen hatte die Wache eben nur bemerkt, daß sie plötzlich dagestanden hatte.

Es liefen nämlich an dem Ende des Korridors zwar noch Seitengänge nach rechts und links, diese hatten aber keine weiteren Zugänge. Es war also einigermaßen räthselhaft, wie die

Räuber von dort hinten her zur Thür des blauen Zimmers kommen konnten.

Nur langsam verging den Harrenden die Zeit. Endlich schlugen die Uhren von den Thürmen Zwölf. Jeder verdoppelte seine Aufmerksamkeit, aber es blieb zunächst noch Alles still. Abermals verging eine Viertelstunde. Da knackte etwas ganz leise, kaum hörbar. Unwillkürlich fuhr jeder der Grenadiere leicht zusammen, während Keith die Laterne fester faßte. Jetzt wurde ein leise schlürpfender Schritt vernehmbar — und siehe, da stand sie, hinten am Ende des Korridors, die erwartete weiße Gestalt!

Die beiden Wachen machten, wie verabredet war, die Geberden von lebhaft Erschrecken und flohen zur Treppe. In demselben Augenblick sprang eine zweite, aber dunklere Gestalt herbei und machte sich sofort mit großer Eile an der Thür des blauen Zimmers zu schaffen.

Jetzt aber riß Keith die Blendenden von der Laterne und stürzte aus seinem Versteck hervor. Zugleich kamen unmittelbar hinter ihm seine Grenadiere von allen Seiten.

"Ah, ihr Schurken!" rief er, "diesmal habt ihr euch verrechnet! Ergebt euch —"

In diesem Moment krachte ein Schuß, und zugleich stürzte Keith mit einem leichten Aufschrei zu Boden. Die Laterne entfiel ihm und erlosch. Eine allgemeine Verwirrung entstand, die Grenadiere hoben den Gestürzten auf. Schon nach wenigen Sekunden hatte er seine Besinnung wieder.

"Wo sind die Kerle?" fragte er. "Es ist nicht viel mit mir. Schnell hinter ihnen her!"

Einer der Soldaten hielt den Verwundeten, die anderen zündeten schleunigst die Blendlaterne wieder an und suchten nun den Korridor und die Seitengänge ab, aber nirgends war auch nur eine Spur von den Flüchtigen zu finden. Schließlich schleppte sich auch noch Keith, der einen Schuß in das linke Bein erhalten hatte, durch die Gänge, doch vermochte auch er nirgends zu entdecken, auf welche Weise die Schurken entwichen waren.

Endlich mußte man sich bequemen, dem Kurfürsten, der befohlen hatte, ihm noch in der Nacht von dem Ergebnis des Unternehmens Bericht zu erstatten, mitzutheilen, daß die Sache etwas anders verlaufen war, als man erwartet hatte.

"Dachte ich's doch fast!" rief der Kurfürst, als er den Bericht vernommen. "Es müssen überhaupt geriebene Kerle sein, die so einen abenteuerlichen Plan auszuführen unternahmen!" Dann sprach er sein lebhaftes Bedauern aus, daß Keith so schlimm bei der Sache weggekommen war, und ordnete an, daß dem Verwundeten ein kurfürstliches Zimmer eingeräumt und sofort der Hofarzt geholt wurde. Endlich erklärte er, noch einen letzten Versuch machen zu wollen, der Schurken habhaft zu werden, und ordnete an, die sämtlichen Thore von Berlin am Morgen nicht eher zu öffnen, als bis die ganze Residenz durchsucht worden sei.

Es gab darauf in der ganzen Stadt eine große Aufregung, und in der französischen Gesandtschaft war man sogar auf's Höchste entriistet darüber, daß man auch hier vom Keller bis zum Dache jeden Winkel durchforschte — von den Gefuchten ward aber Keiner gefunden.

Im Schlosse wurden die Gänge bei Tageslicht von mehreren Sachverständigen untersucht, und da fand man in dem einen Seitenkorridor hinter einem ausrangirten, dort aufgehängten Gemälde eine alte Tapetenthür, die zu einer Wendeltreppe führte, welche hinab bis in eine Kumpfkammer des Erdgeschosses, eine frühere Dienerschaft, ging. Das Fenster dieses Raumes, das nach dem Lustgarten zu lag und dessen eine Scheibe zerbrochen war, stand halb offen. Von hier also waren die Räuber ohne Zweifel

eingedrungen und hier waren sie auch wieder entwichen. Ihre weitere Flucht war gewiß von langer Hand vorbereitet worden, so daß schon ein kleiner Zeitverlust es unmöglich machte, ihnen auf die Spur zu kommen.

Vermochte nun auch der Kurfürst nicht, dem räuberischen Einbrüche die entsprechende Strafe folgen zu lassen, so war er doch immerhin hoch befriedigt, daß er hinter die französischen Schliche gekommen war, und äußerte seine Dankbarkeit gegen den Lieutenant v. Keith in reichem Maße. Er ernannte ihn zum Hauptmann, machte ihm ein namhaftes Geldgeschenk und gestattete seiner Braut Eva v. Trehow mit Genehmigung der Kurfürstin, daß sie einen Theil der Pflege bei ihrem Verlobten übernahm.

Auch die Angelegenheit des Kurfürsten entwickelte sich jetzt in durchaus glatter Weise. Durch die Ausraubung der Stafette, die offenbar — wenn es auch nie hat bewiesen werden können — von den Franzosen veranlaßt worden war, hatte die Verständigung mit Wien nur eine kurze Unterbrechung erfahren. Der eigentliche geheime Kronvertrag wurde erst jetzt entworfen und am 16. November vom Kaiser unterschrieben.

Nach der Ankunft des Vertrages in Berlin traf der Kurfürst schleunigst alle Vorbereitungen zur Krönung und brach bereits am 17. Dezember mit großem Gefolge nach Königsberg auf. Am Dienstag den 18. Januar 1701 ging die Krönung in Königsberg unter großer Prachtentfaltung vor sich. Der Kurfürst Friedrich III. nannte sich nun fortan Friedrich I., König von Preußen.

Als Hauptmann Keith wieder stehen und gehen konnte und mit der Geliebten fröhliche Hochzeit machte, da war der erste Trinkspruch, welcher an der Tafel erscholl, der auf die neue Krone, die er ja doch mit hatte retten helfen, und durch die er nun früher, als er hatte hoffen können, mit der Geliebten vereinigt worden war.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Strafen in der französischen Armee.** — Zur französischen Armee gehören fünf Strafkompagnien, die sämtlich in Algier stehen und die man mit dem Namen „Biribi“ scherzhaft bezeichnet. Es genügt, bei einem Truppentheil eine Anzahl von neun Disziplinarstrafen in einem Monat erhalten zu haben, um vor den „conseil de discipline“, der nicht mit dem Kriegsgericht zu verwechseln ist, gestellt und zu den Biribi geschickt zu werden. Diese Strafe wird übrigens nicht bloß wegen Verstößen gegen die Disziplin verhängt; Unaufmerksamkeit im Dienste, Trunkenheit, vor Allem aber ein nachlässiges Umgehen mit der Munition und das Zubringen der Nacht außerhalb der Kaserne führen zu den Biribi. Der Soldat heißt, sobald er zur Ueberführung in eine Strafkompagnie verurtheilt ist, „Camisard“. Von dem Kaserne bis zur Eisenbahn oder dem Einschiffungs-orte werden dem Camisard wie einem gemeinen Verbrecher Handschellen angelegt. Einmal an Ort und Stelle, wird er neu eingekleidet. Er erhält eine graue, mit glatten, gelben Knöpfen versehene wollene Jacke, eine ähnliche Hose, ein Käppi mit mächtigem Schirm und wird dann mit Kameraden zu einem Kolonisten geschickt, wo er zeitweise mit ländlichen Arbeiten beschäftigt wird. Hier würden die Verurtheilten verhältnißmäßig glücklich leben, wenn sie den Brutalität der Sergeanten und Unteroffiziere nicht dauernd ausgesetzt wären. Die über den Camisard verhängten Strafen sind grausam und stehen in keinem Verhältniß zu den begangenen Fehlern.

Eine ständig in Anwendung gebrachte Strafe ist der „Silo“ oder die „Gargoule“, wie die Soldaten das zwei Meter tiefe, steile Erdloch nennen, in welches man den Verurtheilten mittelst eines Seiles hinabläßt und ihm täglich den vierten Theil seiner Brod-



ration zuwirft. Der Unglückliche ist hier den ver- sengenden Strahlen der Sonne und der bitteren Kälte während der Nacht, unvollkommen ernährt, ohne Schutz und Schirm ausgesetzt. Aber es scheint, daß diese Strafe noch verhältnißmäßig gering gegen die sogenannten „Tombeaux“, die Gräber, ist. Es sind das aus vorfahrtsmäßiger Leinwand hergestellte Zelte, die nur 50 Centimeter hoch und 60 Centimeter breit sind. Der Verurtheilte kriecht hier hinein und hat in diesem Behältnisse gerade so viel Platz, um sich darin umbrechen zu können, wenn er auf der einen Seite nicht mehr zu liegen im Stande ist. Die in diesem Leinwandfarge ihren Krost zubringenden Leute erhalten weder Wein noch Kaffee und nur einmal täglich Brod.

Schlimmer noch haben es die zur Zellenhaft Verurtheilten. Die Nahrungsentziehung ist dieselbe,

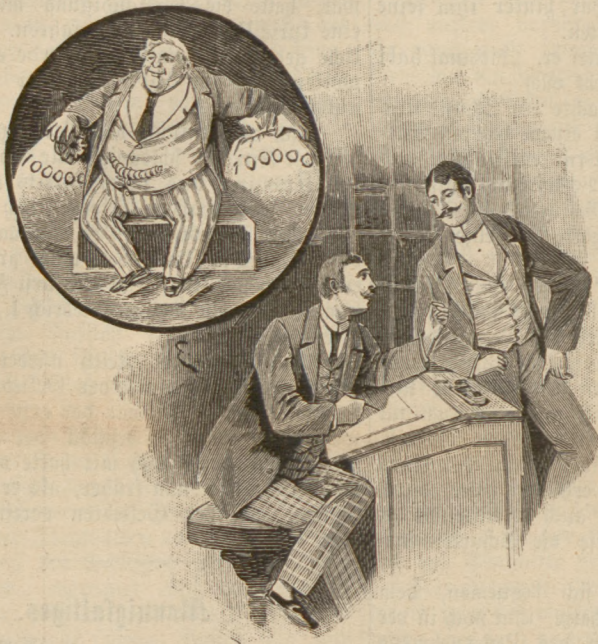
außerdem werden dem Delinquenten große eiserne Ringe um die Fußknöchel gelegt, die durch eine 40 Centimeter lange Eisenslange verbunden sind. Der so an den Füßen Geschlossene muß sich darauf platt auf den Leib legen, worauf ihm die Arme auf dem Rücken ebenfalls mit Eisen geschlossen werden. Der an Armen und Beinen Geseffelte wird darauf in sein Tombeau geschoben. Seine Suppe ist er, wie er kann, er beugt sich über das Kochgeschirr und leckt sie wie ein Hund auf. Will er trinken, so muß er den Hals seiner Flasche mit den Zähnen packen, den Kopf nach hinten beugen und sich das Wasser in den Mund laufen lassen. Entfällt ihm die Feldflasche, so ist es mit dem Trinken überhaupt vorbei. Läßt der Gefangene irgend eine Klage hören, so wird ihm ein Knebel in den Mund gesteckt.

Damit ist aber die Skala der Leiden dieser Un-

glücklichen noch nicht erschöpft. Noch bis vor Kurzem wandte man die „Crapaudine“ an. Diese Strafe ist erst abgeschafft worden, als vor drei Jahren einige plötzliche Todesfälle infolge derselben vorkamen. Hierbei wurden die Hände mit den Hacken der Füße durch eiserne Ringe verbunden, und der Delinquent wurde dann an einer durch seine Arme geschobenen eisernen Stange aufgehängt.

Die grausamste Strafe ist jedoch das „Camisard“, nach welcher die Angehörigen der Strafkompagnie ihren traurigen Spitznamen führen. Der zu Bestrafende wird mit einer Art Zwangsjacke bekleidet, die Hände sind auf den Rücken gebunden, um den Hals wird ihm ein Halsband gelegt, das mit einer in der Kopfhöhe in die Wand eingelassenen Eisenslange in Verbindung steht. In dieser Stellung muß der Soldat vier, ja acht Tage bei geringer Kost verharren.

### Humoristisches.



Kein Idealist.

Vorige Woche hat sich Henry Müller verlobt, und heute höre ich, daß er seine Stellung bei Lehmann & Co. aufgibt. Ob er vielleicht glaubt, daß er von seiner Liebe leben kann?  
— Nein, aber vom Vater seiner Liebe!



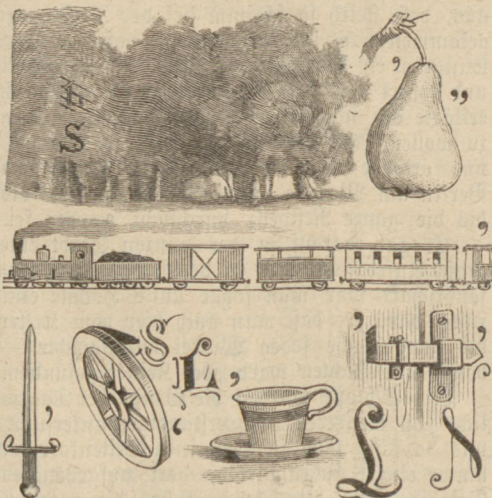
Bewiesene Unschuld.

Onkel (zu Besuch gekommen, ist mit dem Nefen in's Wirthshaus gegangen): Aber, Oskar, wie gewaltig Du trinken kannst, jetzt wundert's mich nicht, wo all' das Geld bleibt!  
Nefse (Student): Na, siehst Du, und wie manchen ungerechten Brief haßt Du mir nicht schon darum geschrieben!

Die Verordner solcher Strafen sind Offiziere, und die Henker, die sie zur Ausführung bringen, Avancirte der französischen Armee. [Dr. A. B.]

**Verheirathung nach modernem Muster im 17. Jahrhundert.** — Heirathsbureauz sind eine Erfindung neuerer Zeit, ähnliches findet sich früher nur vereinzelt. Die geschiedene Mutter des Dichters und späteren Ministers Freiherrn v. Canitz faßte den Entschluß, sich wieder zu verheirathen, aber nur mit einem Italiener. Da nun ein ihr passender Italiener in Berlin, ihrem Wohnorte, nicht aufzufinden war, schrieb sie kurzerhand an einen Kommissionär in Rom, dessen Geschmak sie schon häufig durch Sendungen erprobt hatte, und verlangte von ihm, er solle ihr von dort einen Mann schicken, den sie heirathen könne, derselbe müsse fein und geistvoll, außerdem aber natürlich von Adel sein. Bald traf der Ausgewählte in Berlin bei seiner Bestellerin ein, freilich ein Mann von fast fünfzig Jahren und keineswegs besonders hübsch. Dazu hielt ihn die böse Welt für einen Abenteurer und seinen Namen Carlo v. Larrey Baron v. Bruneschi für erfunden. Trotzdem heirathete ihn die Freifrau. Das neue Ehepaar wurde die Zielscheibe des bittersten Spottes, des ausgelassensten Gelächters, der Vorfall kam sogar in zwei deutschen Schauspielen auf die Bühne. Aber die Ehe war in Wirklichkeit nichts weniger als unglücklich, beide Gatten lebten sehr zufrieden miteinander. Das ist geschehen im Jahre 1677! [D.]

### Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 3:

Dem Kranken hilft kein goldenes Bett.

### Kryptogramm.

R	V	E	R	N	F	A	L		
E	D	T	S	E	I	N	E	I	T
N	D	A	N	T	I	N	K		
A	T	I	D	E	B	N	I		
R	S	G	E	S	Ü	D	L		
E	V	S	N	A	D	C	H	I	
E	I	N	I	E	H	T	G	E	
K	S	A	W	H	T	Ü	M		

Die Buchstaben vorstehender Figur ergeben ein bekanntes Dichterwort, wenn man, mit dem in der untersten Horizontalreihe stehenden Anfangsbuchstaben beginnend, alle Felder in der Weite durchgeht, daß keines derselben überprungen oder zweimal berührt wird.  
Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösungen von Nr. 3:

des Silben-Räthfels:

Sa fen  
O der

des Logogriffs: Trier, Zittler.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag der Thorer Ostdeutschen Zeitung  
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsch. Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.